

dtv

Ein neuer Fall für Jason Stafford, den Ex-Finanzmakler mit dem untrüglichen Gespür für krumme Finanzgeschäfte: Der Chef einer privaten Investmentbank muss wegen betrügerischen Bankrotts ins Gefängnis und stirbt dort eines frühzeitigen Todes. Ein großer Teil des Vermögens seiner Bank bleibt verschwunden. Seine Familie engagiert Jason, um die verschobenen Riesensummen wiederzufinden, bevor das FBI ihr zuvorkommt – oder gewisse andere interessierte Parteien, die auch über Leichen gehen würden, um das zu bekommen, was sie wollen ...

Es geht um drei Milliarden Dollar, und angeblich hat die Familie nichts weiter vor, als das Geld den Behörden zu übergeben und sich so als gute Staatsbürger zu erweisen. Jason ist nicht sicher, ob er das glauben soll. Doch das Honorar ist gut, und er braucht viel Geld für seinen autistischen kleinen Sohn. Dann ruft ihn aus heiterem Himmel Angie an, seine schöne, alkoholkrankte, verrückte Exfrau, und verkündet, dass sie nach New York kommen wird, um ihren Sohn öfter sehen zu können. Und obwohl Jason Schlimmes ahnt, wird alles noch schlimmer ...

»Packend und berührend – ein toller Krimi.« (Library Journal)

*Michael Sears* war Managing Director bei zwei Wall-Street-Unternehmen im Bereich Termingeschäfte, Anleihen- und Devisenhandel. Bevor er an der Columbia University seinen MBA machte, hat er als Schauspieler gearbeitet. Er ist verheiratet, Vater zweier Söhne und lebt heute in Sea Cliff, New York. Auch der erste Roman um Jason Stafford, ›Am Freitag schwarz‹, ausgezeichnet mit dem Shamus Award, ist bei dtv erschienen.

Michael Sears

# Tödliche Option

Kriminalroman

Deutsch von  
Susanne Wallbaum

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Michael Sears  
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Am Freitag schwarz (21409)

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



Deutsche Erstausgabe 2014  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
© 2013 Michael Sears  
Titel der amerikanischen Originalausgabe:  
›Mortal Bonds‹ (Putnam, New York)  
© 2014 der deutschsprachigen Ausgabe:  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,  
Stephanie Weischer unter Verwendung eines Fotos  
von plainpicture/Didier Gaillard  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Gesetzt aus der Aldus 9,75/12`  
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21513-8

*Für die Musen*



Laut Polizeibericht hatte das Mordopfer Serge Biondi, achtzigjähriger Steuer- und Immobilienanwalt und Teilhaber der Kanzlei Kuhn Lauber Biondi, zwei Telefonate geführt, nachdem seine Sekretärin das Büro am Freitag um 18.48 Uhr verlassen hatte. Zunächst hatte er Hilde Biondi angerufen, seit fast fünfzig Jahren seine Frau, und gesagt, dass er – was nicht selten vorkam – länger zu arbeiten habe, aber beabsichtige, gegen halb neun zum Essen zu Hause zu sein. Außerdem hatten sie kurz ihre Pläne fürs Wochenende besprochen, nämlich die ersten Weihnachtseinkäufe für ihre beiden Söhne und deren Familien.

Danach hatte Herr Biondi beim Zürich Escort Center angerufen, wo er, wie die Ermittlungen ergaben, nicht sehr oft, aber doch regelmäßig Kunde gewesen war. Im Allgemeinen hatte er diskrete Zusammenkünfte nach Feierabend in seinem Büro bevorzugt, am liebsten mit großen vollbusigen Frauen aus Osteuropa. Er selbst war ungefähr einen Meter siebenzig groß.

Der Job war an eine siebenundzwanzigjährige ehemalige LOT-Stewardess namens Adrianna Marchek gegangen, die Serge Biondi schon von zwei früheren Begegnungen her kannte. Bei der Befragung am nächsten Tag sagte Frau Marchek aus, sie habe sich wegen eines Notfalls mit ihrem Hund verspätet und sei erst kurz nach 19.45 Uhr beim Bürohaus von Kuhn Lauber Biondi eingetroffen. Auf ihr Klingeln hin habe sich über die Gegensprechanlage niemand gemeldet,

weshalb sie im Büro des Escort Centers angerufen habe. Die Vermittlerin habe versucht, Herrn Biondi telefonisch zu erreichen, und ihr, als das nicht klappte, gesagt, sie könne wieder gehen. Die Beamten, die ihre Aussage zu Protokoll nahmen, erklärten später, Frau Marchek habe Herrn Biondis Anforderungen in jeder Hinsicht entsprochen.

Die Zürcher Polizei wurde um 21.09 Uhr gerufen – von einer hysterischen und kaum zu verstehenden Putzfrau, einer gewissen Nkoyo Adeyemo, die nigerianische Staatsbürgerin war. Adeyemo besaß eine gültige Arbeitserlaubnis und war außerdem bei einer Wäscherei in Kloten angestellt. Sie sagte aus, sie sei um 19.58 Uhr ins Gebäude gekommen, zwei Minuten vor Beginn ihrer abendlichen Putzschicht. Sie habe sich Stockwerk für Stockwerk von unten nach oben vorgearbeitet und deshalb den Toten erst eine Stunde später entdeckt.

Die Aufzeichnungen der Überwachungskamera in der Lobby des Gebäudes bestätigten Adeyemos Angaben zum zeitlichen Ablauf. Außerdem zeigten sie zwei Männer, die die Lobby um genau 19 Uhr betreten und das Gebäude achtundzwanzig Minuten später wieder verlassen hatten. Beide Männer waren knapp zwei Meter groß und trugen lange Mäntel, Handschuhe und breitkrepelige Hüte. Wegen dieser Hüte waren die Gesichter auf den Aufnahmen nicht zu erkennen. Die Männer waren von der Straße her gekommen und geradewegs zum Aufzug gegangen, in einen Bereich, den die Kamera nicht mehr erfasste. Einer hatte einen leichten Lederrucksack bei sich getragen. Aus der Art, wie er ihn hielt, konnte man schließen, dass der Rucksack leer gewesen war oder zumindest fast leer. Beim Verlassen des Gebäudes hatten die Männer ebenfalls unaufgeregt, aber zielstrebig gewirkt.

Wie es aussah, waren sie während der achtundzwanzig Minuten, die sie sich im Haus aufhielten, auf direktem Weg in Herrn Biondis Büro gegangen, hatten ihn mit grauem Klebeband an seinen Bürostuhl gefesselt und mit Schlägen ins



Gesicht, gegen die Brust und in den Schritt traktiert. Falls sie wirklich nichts anderes vorgehabt hatten, als Herrn Biondi zu töten, waren sie praktisch sofort ans Ziel gelangt – falls es ihnen aber darum gegangen sein sollte, ihm Informationen zu entlocken, mussten sie frustriert abgezogen sein, denn es zeigte sich, dass bereits der erste Schlag gegen die Brust einen Herzanfall und damit den Tod ihres Opfers verursacht hatte.

Die beiden hatten den Raum gründlich durchsucht, wobei die Hängeregistratur und der kleine Safe im Fokus standen. Die Sekretärin erklärte, Herr Biondi habe nur wenige Akten bei sich im Büro gehabt. Es sei in der Firma üblich, sämtliches Material zu nicht aktuellen Vorgängen in einem Archivraum im Keller zu lagern, der von allen »die Katakomben« genannt werde. Weder die Sekretärin noch Herr Kuhn konnten feststellen, dass etwas aus dem Büro verschwunden wäre (Herr Lauber war nicht verfügbar – er war 2001 verstorben). Im altmodischen Safe fand sich eine noch verschlossene Juwelierschachtel, die eine Smaragdbrosche enthielt – möglicherweise ein Weihnachtsgeschenk für Frau Biondi, die einräumte, eine Schwäche für Smaragde zu haben.

In den weiteren Befragungen waren Herr Kuhn, die drei Junioranwälte und das Büropersonal einhellig der Meinung, dass es unter den Sachen, mit denen Herr Biondi aktuell befasst war, nichts gegeben habe, das einen solchen Übergriff hätte erklären können.

Ein halbes Jahr später war der Fall immer noch nicht gelöst.

Ich stellte fest, dass ich den Horizont fest im Blick behalten musste. Nur so konnte ich meinem Magen weismachen, dass ich nicht mit hundertsechzig Stundenkilometern in einer lauten, stampfenden Maschine dahindüste wie in einem verrückten Karussell. Durch die Schräglage fühlte sich die Vorwärtsbewegung an, als werde man jeden Moment vom Himmel fallen. Mein Magen grummelte Protest, und der Inhalt meiner Gedärme drohte sich zu verflüssigen.

Ich hasse Hubschrauber.

Den Impuls, dümmliche Konversation zu machen, unterdrückte ich. Sätze wie: »Ist hier nicht Kennedys Flugzeug runtergekommen?«, oder: »Jetzt verstehe ich, warum dieser Hubschrauber unter den Leichtflugzeugen bei den Sicherheitstests am besten abschneidet« hätten nur abgelenkt von der einen drängenden Frage, die meine sämtlichen kognitiven Funktionen lahmzulegen drohte: Wenn wir mit diesem Hubschrauber abstürzten, wer würde sich dann um meinen wunderbaren sechsjährigen Sohn kümmern?

Es war ein wolkenloser Tag Ende Mai. Wir flogen über den Long Island Sound in Richtung Osten. Jeder andere an meiner Stelle hätte sich wahrscheinlich an der Aussicht erfreut.

Die Einladung der von Beckers, einen Nachmittag auf ihrem Anwesen in Newport zu verbringen, hatte mich an einem meiner Tiefpunkte erreicht. Zehn Monate zuvor war ich aus dem Gefängnis entlassen worden, und ich tat mich immer noch schwer damit, Arbeit zu finden. Consulting-Angebote

von Wall-Street-Firmen, die sich mit Betrugsfällen auseinandersetzen mussten, kamen so gut wie gar nicht mehr, seit die Chefs dort begriffen hatten, dass ich im Zweifel auch das FBI und die Börsenaufsicht an meinen Erkenntnissen teilhaben ließ. An der Wall Street favorisiert man die »Selbstregulierung« – eine Kurzfassung für »Dinge unter den Teppich kehren«. Als mich die derzeit bekannteste Banker-Familie der Welt einlud, über ein Projekt zu sprechen – es war von mehreren Wochen sowie einer beachtlichen Leistungsprämie die Rede gewesen –, war ich also durchaus gewillt, sie zu besuchen. Auch wenn das einen einstündigen Hubschrauberflug bedeutete.

Ich hatte Sicherheiten: fünf Millionen in Offshore-Fonds, die ich in eine Schweizer Annuität transferiert hatte – unauffindbar, aber auch für fünf Jahre nicht verfügbar –, sowie eine Turm-Eigentumswohnung im *Ansonia*, dem meiner Meinung nach schönsten Wohnhaus in ganz New York. Was ich nicht hatte, war Bargeld. Ich war bedürftig. Und ich war neugierig.

William von Becker hatte eine der größten privaten Investmentbanken Nordamerikas geführt, mit Filialen auf vier Kontinenten – nur nach Afrika, in den südpazifischen Raum und in die Antarktis hatte er seine Geschäftstätigkeit nicht ausgedehnt. Er unterhielt Investmentfonds im Gesamtwert von mehreren hundert Milliarden, die weltweit als sichere und beständige Einnahmequelle galten. Als Philanthrop spendete er jährlich mehrere Millionen und veranstaltete seit der Hurrikan-Katastrophe in Haiti jedes Jahr eine Fundraising-Party, bei der eine Eintrittskarte zehntausend Dollar kostete. Die Einnahmen flossen in den Hurricane Relief Fund.

Doch dann tat sich am Ende einer schlechten Woche der Boden auf. Der Markt hatte drei Tage Schluckauf gehabt, am Donnerstag brachen die Kurse ein, und am Freitagmorgen erklärte ein südamerikanischer Finanzminister, er werde sei-

ne sämtlichen Dollarkonten leerräumen. Das mochte etwas hysterisch wirken – aber es reichte. Als das Geld aus den Von-Becker-Fonds am Montag nicht eintraf, erregte das weltweit Aufmerksamkeit. Am Dienstag gab es einen Ansturm sowohl auf die Von-Becker-Fonds als auch auf seine Bankfilialen in Mittel- und Südamerika. Und am Ende der Woche lag die Wahrheit offen zutage. Das Von-Becker-Imperium war auch nur eine Mogelpackung. Eine Milliarden-Dollar-Mogelpackung und letztlich nur ein weiterer Posten auf der langen Liste zusammengebrochener Schneeballsysteme.

Der Pilot tippte mir auf den Arm und zeigte nach unten aufs Wasser. Selbst aus dieser Höhe erschien der Segler riesig. Der Mast musste an die sechzig Meter hoch sein. Mit dem Segel hätte man ein kleines Haus als Geschenk verpacken können. Auf der Reling saß eine ganze Kolonne Männer in leuchtend roten Uniformen und winkte uns zu, während das Boot in dem kräftigen Wind vor Point Judith krängte.

Als der Hubschrauber sich ebenfalls neigte und in Richtung Hafen abdrehte, rebellierte mein Magen erneut. Die Bucht raste auf mich zu. Ich umklammerte den Türgriff so fest, dass es wehtat. Und dann flogen wir – als hätte jemand den Fernsender gewechselt – plötzlich über Land. Ein steiniger Strand, eine Baumgruppe, wir kreisten ein paar Runden und setzten dann exakt auf der gelben, H-förmigen Markierung eines Hubschrauberlandeplatzes auf. Zwei Männer im grauen Anzug kamen angelaufen, rissen die Tür auf und halfen mir beim Aussteigen.

Der feste Boden unter den Füßen fühlte sich nur geringfügig besser an, solange über mir noch die Rotorblätter wirbelten. Das taten sie zwar anderthalb bis zwei Meter oberhalb meines Kopfes, aber ich hatte trotzdem das Bedürfnis, mich etwas zu ducken. Aus dem Augenwinkel sah ich, dass die beiden anderen sich ebenfalls duckten.

»Danke, dass Sie so kurzfristig kommen konnten, Jason.

Die Familie weiß das zu schätzen.« Der Mann übertönte das Heulen des Motors mit einem eigenen näselnden Heulen. Es war der Ton von Leuten, in deren Familie seit Generationen Wert auf Kinderstube gelegt wird – oder von jemandem, der sich genau diesen Ton perfekt antrainiert hat. Ich kannte Everett Payne. In seinem Fall war es von beidem etwas.

Obwohl jeder, der unsere Lebensläufe verglich, auf die Idee hätte kommen können, wir seien Busenfreunde, kannte ich Everett nicht näher. Er war zwei Jahre über mir an der Cornell University gewesen und hatte Wirtschaftswissenschaft studiert, allerdings einer anderen Studentenverbindung angehört. Damals waren wir einander nie begegnet. Später, Mitte der Achtziger, an der Business School der University of Pennsylvania, waren wir im selben Kurs, hingen aber mit jeweils anderen Leuten herum. Ich mit den Strebern und Arbeitstieren – er mit den »Mir reicht eine Drei, ich fang dann sowieso in der Firma von meinem Vater an«-Typen. Nur dass in seinem Fall dieser Plan während unseres letzten Semesters den Bach runterging, weil Payne senior mit Milliardentransaktionen eine Sparkasse in die Insolvenz geritten hatte. Statt die Nachfolge seines Vaters anzutreten, hatte Everett seine Karriere als Sales Assistant bei einem Versicherungsmakler in Memphis begonnen. Aber durch geschicktes Netzwerken war er über die Jahre von Position zu Position aufgestiegen und hatte es schließlich zum Senior Portfolio Manager beim Von-Becker-Fonds gebracht.

So oder so war es seine größte Leistung, beim Zusammenbruch des Von-Becker-Imperiums nicht im Gefängnis gelandet zu sein – er war noch nicht einmal angeklagt worden. Obwohl er in seiner Position dafür zuständig gewesen war, zahlreiche Investments und Manager zu überwachen, schaffte er es, glaubhaft zu versichern, dass er von dem Megabetrug, den sein Chef im Büro nebenan aufzog, nicht das Geringste gewusst habe.

Der zweite Mann, der mich am Landeplatz empfing, stammte aus gänzlich anderen Kreisen. Er trug zwar ebenfalls einen grauen Anzug und dazu ein weißes Hemd mit blau gestreifter Krawatte, doch er sah aus, als würde er sich in Army-Hose und kugelsicherer Weste weitaus wohler fühlen. Im Gefängnis hatte ich gelernt, dass es fürs Überleben von elementarer Bedeutung war, Tattoos schnell erkennen und richtig zuzuordnen zu können. Die Mixtur auf den Handrücken dieses Mannes war verwirrend. Auf dem rechten prangte eine professionell gestochene Faust, die einen Blitz umklammerte – das, so hatte ich gelernt, war ein in der US-Army verbreitetes Zeichen der Fisters, der Fire Support Teams. Dabei handelte es sich um Späher der Artillerie, die Gefechte beobachteten. Auf dem linken Handrücken dagegen trug er ein unscharfes – vermutlich im Gefängnis gemachtes – blaues irisches Kleeblatt und die Buchstaben AB – Aryan Brotherhood, Arische Bruderschaft. Leuten von der Sorte war ich schon begegnet.

Everett stellte uns einander nicht vor. Der Mann checkte mich kurz ab, stuft mich als ungefährlich ein und prägte sich mein Gesicht und meinen Körpertypus fotografisch genau ein. Er würde sich an mich erinnern und in der Lage sein, mich notfalls auch im Yankee-Stadion aus der Menge tausender Zuschauer herauszupicken. Ich schenkte ihm mein bestes künstliches Lächeln, einfach weil ich sehen wollte, wie es ankam. Er zuckte nicht mit der Wimper.

»Hier geht es entlang, Jason. Sie sind am Strand. Ich werde Sie vorstellen.«

Das Haus war hinter der dichten Reihe von Kiefern nur vage zu erkennen. Es war groß – vielleicht eine Spur zu klein, um Schloss genannt zu werden, aber doch sehr stattlich. Gäste brauchten vermutlich einen Grundriss, um den Weg von ihrem Zimmer zum Frühstücksraum zu finden. Vielleicht auch nicht. Wahrscheinlich standen genug Bedienstete bereit, die dafür sorgten, dass niemand sich verirrte.

Auf einem frisch geharkten Kiesweg durchquerten wir ein gepflegtes Areal. Perfekter Rasen, sanfte Steigungen, Sandflächen – eine Reihe raffinierter Bahnen und Greens. Dann bogen wir ab und standen kurz darauf vor einem Zweihundertsiebzig-Grad-Panorama von Newport und der Bucht. Linker Hand lagen die Stadt und die dazugehörige Insel Goat Island und dahinter die Brücke, die sich hoch über die Bucht schwingt und die Teile der Insel miteinander verbindet. Vor uns befanden sich die alte Festung Fort Adams und die flache Landspitze, und nach rechts verstellte ein rosa-weiß gestreiftes Zelt den Blick, das einen ganzen Beduinenstamm hätte beherbergen können – Kamele, Ziegen, Frauen und Kinder.

Während wir darauf zuzogen, klärte Everett mich über das Wichtigste auf. »Livy ist die Matriarchin. Die Entscheidungen trifft sie. Wenn sie Sie mag, sind Sie dabei. Später werden Sie dann allerdings mit Virgil zu tun haben. Er ist für die Einzelheiten zuständig.« Nach kurzem Nachdenken fügte er hinzu: »Sie beide könnten gut miteinander auskommen.«

Er ging durch eine Leinwandtür an der Rückseite des Zeltes, und ich blieb dicht hinter ihm. Kühle Luft schlug mir entgegen. Zwei Klimaanlage – jeweils vom Format eines Kleinwagens – bliesen arktische Brisen auf ein lang gestrecktes Büfett voller Shrimps auf Eis, Austern, Muscheln und einem Berg Steinkrabben, vermutlich dem gesamten Jahresfang von Florida. Inmitten all der Fülle thronte eine Schüssel mit schwarzem Kaviar, die größer war als mein Waschbecken zu Hause. In Kübeln standen gekühlte Champagner- und Wodkaflaschen bereit.

Die Damen trugen Perlen, nippten Champagner und dufteten nach Chanel. Die Herren rauchten Zigarre und hielten jeder ein Glas Single-Malt-Scotch in der Hand. Sie rochen wie ein Highland-Buschfeuer. Der Wodka blieb stehen. Niemand aß etwas.

Auf der anderen Seite war das Zelt über die ganze Breite offen, dort bot sich ein beeindruckender Blick auf die Hafeneinfahrt. Drei der Männer – die alle dunkle Anzüge trugen, als kämen sie von einem Begräbnis – schauten durch Teleskope, die auf hohe Stative montiert und zur See hin ausgerichtet waren. In vielleicht zweieinhalb Kilometer Entfernung erkannte ich die große Yacht, über die wir kurz zuvor hinweggeflogen waren. Immer noch stark krängend, flog sie dahin.

Everett nahm mich beim Ellbogen und schleuste mich durch die kleine Gruppe von Leuten. »Kommen Sie. Solange die Jungs mit ihrem Boot spielen, mache ich Sie mit der Mutter bekannt«, sagte er und führte mich auf eine Wand aus vier stiernackigen Männern im grauen Anzug zu. Alle vier taxierten mich, inwieweit ich gefährlich sein könnte. Ich ging durch. Die Wand teilte sich. Weitere Tattoos sah ich nicht.

Um einen kleinen runden Tisch mit weißem Tischtuch waren sechs hölzerne Klappsessel gruppiert. Drei Leute hatten sich dort niedergelassen – eine pferdegesichtige Dame in den Sechzigern, eine deutlich jüngere Frau, die ihre Tochter sein mochte, und ein gut erhaltener Mann vom Typ Tennisspieler. Er war auf altmodische Weise gut aussehend und erinnerte an einen Stummfilmstar wie Valentino: die Gesichtszüge einen Hauch zu stark ausgeprägt, der Blick zu umflort. Er hatte schwarzes Haar, so schwarz, dass mir Zweifel an der Echtheit der Farbe kamen, aber die Brauen passten dazu, und er trug zwar keinerlei Bart, hatte aber um Kinn und Kieferpartie dunkle Schatten.

»Ich bin Kurt Blake«, sagte er, erhob sich und kam einen Schritt auf mich zu. Den Kopf hielt er leicht geneigt, so als habe seine jüngste Überprüfung der Welt ergeben, dass das alles nicht ganz seinem Niveau entsprach. »Ich bin für die Sicherheit der Familie zuständig.«



Everett schaltete sich ein. »Darf ich Ihnen meinen alten Freund Jason Stafford vorstellen, Livy? Jason – Mrs. Olivia von Becker.«

Blake steckte das Beiseitegeschoben-Werden viel besser weg, als ich es gekonnt hätte. Er setzte sich einfach wieder und beobachtete – aufmerksam.

»Sehr erfreut«, sagte die ältere Frau, doch ihr Gesicht sprach eine andere Sprache. Selbst bei Black-Jack-Groupiers hatte ich schon freundlichere Augen gesehen. »Stafford? An der Miss Porter's School gab es zu Morgans Zeit ein Mädchen, das so hieß. Das hier ist meine Tochter Morgan – Mr. Stafford.« Sie wies auf die junge Frau zu ihrer Linken, die Anfang zwanzig sein mochte und ein rundes Gesicht hatte. Morgan von Becker trug weder Schmuck noch Make-up, und ihr Haar war sehr kurz geschnitten. Nicht eben schmeichelhaft.

Sie ließ sich dazu herab, zur Begrüßung kurz in meine Richtung zu schauen. Ich nahm es nicht persönlich. Morgan sah so aus, als hätte sie in sehr jungen Jahren entschieden, dass sie Jungs nicht mochte, und bislang keine Veranlassung gesehen, diese Entscheidung noch einmal zu überdenken.

»Der Vater von diesem Mädchen hat mit Bürobedarf gehandelt«, fuhr Mrs. von Becker fort. »Er hatte eine Ladenkette, glaube ich. Hilf mir mal, Morgan. Dieses Mädchen. Du weißt schon. Sie hieß wie ein Auto.«

Morgan drehte sich zu ihr um. »Mercedes.« Dann schaute sie wieder vage in meine Richtung. »Ihr Vater hat Home Office gegründet.«

Den ersten Bürobedarf-Großmarkt. Ich hatte den Artikel im *Wall Street Journal* gelesen, nachdem der Gründer sein Unternehmen für einhundertdreiundachtzig Millionen Dollar an Staples verkauft hatte.

»Keine Verwandtschaft, fürchte ich«, sagte ich. »Meine Familie ist im Getränkehandel tätig.« Mein Vater hatte eine

Bar in College Point, Queens, und übernahm immer noch an sechs Abenden die Woche die Spätschicht. Hätte er gehört, wie ich das umschrieb, er hätte sich kaputtgelacht.

Olivia von Becker war keine Schönheit. Ich konnte mir auch nicht vorstellen, dass sie mit dreiundzwanzig – dem Zeitpunkt ihrer Hochzeit – viel besser ausgesehen hatte. Sie hatte ein langes, etwas grobes Gesicht mit gebogener Nase und leicht vorstehenden Augen. Ihre Stärke war ihre Stärke. Sie strahlte Überlegenheit aus, Macht, großes Selbstbewusstsein – und null Toleranz gegenüber Zögerlichkeit und Hirngespinsten. Es sei denn, sie selbst war diejenige, die zauderte oder Hirngespinsten nachhing.

»Everett sagt, Sie sind unser Mann und können uns helfen. Ich hoffe, er übertreibt nicht wieder.« Sie nippte an ihrem Getränk, einer klaren Flüssigkeit auf viel Eis. Jetzt wusste ich, für wen der Wodka dastand.

Everett verkniff sich ein Stöhnen. »Ich habe gar nichts versprochen, Livy. Wenn Binks und Virgil so weit sind, setzen wir uns zusammen, halten Kriegsrat und schauen mal, ob Jason für uns reinen Tisch machen kann. Ach, Jason, kann ich Ihnen was zu trinken besorgen? Champagner? Etwas Stärkeres?«

»Ist noch ein bisschen früh für mich«, sagte ich. »Was trinken Sie, Miss von Becker?«

Die Tochter schien erschrocken – vielleicht war sie es nicht gewöhnt, von jemandem aus dem Personal angesprochen zu werden.

»Ich ... äh ... Eistee«, brachte sie schließlich heraus und sah mich das erste Mal direkt an. Nun war es an mir zu erschrecken. Ihre Augen waren rauchig-grau, anziehend und unheimlich zugleich – wie Wolfsaugen.

»Genau, einen Eistee bitte«, sagte ich zu Everett.

Er lehnte sich zurück und winkte einen Kellner heran.

»Es ist wunderschön hier, Mrs. von Becker«, fuhr ich fort.  
»Ich wusste gar nicht, dass sich solche großen Anwesen hier

draußen bis ins einundzwanzigste Jahrhundert gehalten haben.«

Einen Moment lang fixierte sie mich über den Rand ihres Glases hinweg. »Ich bin nicht sicher, ob das ein Kompliment war oder ob Sie versuchen, an Informationen zu kommen. Beides, nehme ich an. Danke für Ersteres. Das Haus gehört mir, genau wie das Geld, mit dem wir das Ganze erhalten. Mein Mann hatte keinen Anteil daran, und das gilt auch für seine Gläubiger. Es steckt alles in einer Treuhandgesellschaft, was hilft, trotz der barbarischen Erbschaftssteuer zu überleben. Waren Sie je Anhänger der Tea-Party-Bewegung, Mr. Stafford?«

Ein Kellner stellte mir ein großes Glas Eistee mit einer hauchdünnen Limettenscheibe hin.

»Zucker?«

Ich schüttelte den Kopf. »Das ist die einzige Tea Party, der ich anhänge, Mrs. von Becker.« Ich hob das Glas, als wollte ich ihr zuprosten.

Sie war eine arrogante Wichtigtuerin, aber ich mochte sie.

Mein Blick wanderte zu ihrem Beschützer. »Sind Sie politisch interessiert, Mr. Blake?« Beiläufig scannte ich die vier Anzugmänner, die uns immer noch abschirmten. Sie hatten alle die ausgeprägte Kiefermuskulatur, an der Anabolika-Junkies zu erkennen sind.

Er lächelte säuerlich. »Ganz und gar nicht. Ich biete eine Dienstleistung an und nutze alle zur Verfügung stehenden Ressourcen.«

Ich wandte mich wieder an die Witwe. »Und, fühlen Sie sich jetzt sicherer?«

Bevor sie antwortete, leerte sie ihr Glas. »Es hat Morddrohungen gegen meine Kinder gegeben. Aufgrund der Aktivitäten ihres Vaters. Ich habe nur etwas unternommen, um sie zu schützen.« Das klang sehr einstudiert – so als glaube sie es selbst nicht.

»Ernste Drohungen?« Die Frage richtete ich an Blake.

Er nickte. »Nach dem Tod von Mr. von Becker haben die Leute ihren ganzen Zorn gegen die Familie gerichtet.«

William von Becker hatte dem Staat und seiner Familie Mühsal und Kosten eines Gerichtsverfahrens erspart, indem er vorher abgetreten war. Eines späten Abends hatte er in seiner Zelle im Manhattan Metropolitan Correctional Center seinen Overall ausgezogen, die Hosenbeine zu einer Schlinge verknotet und sich an den Gitterstäben erhängt. Zur Beerdigung waren zehnmal mehr Journalisten erschienen als Trauergäste.

»Es fing mit den Drohungen gegen Morgan an«, fuhr Blake fort.

»Warum gerade gegen Sie, Miss von Becker, was meinen Sie?«

Sie wich meinem Blick beharrlich aus. »Ich weiß es nicht.«

Blake sprang für sie ein. »Bekanntheit. Öffentlichkeit. Morgan hat sich um eine Reihe von Wohltätigkeitsprojekten der Familie gekümmert.«

Der Zusammenhang schien mir nicht offensichtlich, aber ich fragte nicht weiter nach. Ich wusste, dass es nicht meine Aufgabe war, für größere Sicherheit zu sorgen, aber wenn hier jemand ernsthaft bedroht wurde, wollte ich das möglichst genau wissen.

»Wie sind die Drohungen denn übermittelt worden? Reden wir von hässlichen E-Mails oder von Briefbomben?«

Es entstand eine Pause, in der Blake stumm die Erlaubnis des Familienoberhauptes einholte.

»Beim ersten Mal haben sie versucht, Morgan auf offener Straße abzufangen, als sie eines Abends aus dem *Mulino* kam. Das war dumm. Vor dem Restaurant haben mindestens zehn Chauffeure in ihren Limousinen gewartet, und die sind eingeschritten, sobald Morgan anfang zu schreien.«

»Verletzt worden sind Sie nicht?«, fragte ich.